



Thomas Stölzel

Staunen, Humor, Mut und Skepsis

Philosophische Kompetenzen für Therapie,
Beratung und Organisationsentwicklung

Vandenhoeck & Ruprecht



Für Mone, die es auf ihre Weise begleitet

Thomas Stölzel

Staunen, Humor, Mut und Skepsis

Philosophische Kompetenzen für Therapie,
Beratung und Organisationsentwicklung

Mit 7 Abbildungen und 3 Tabellen

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-40359-4

ISBN 978-3-647-40359-5 (E-Book)

Umschlagabbildung: shutterstock.com

© 2012, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen /

Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.

www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Druck und Bindung: ☉ Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Vorwort	9
Reizwort Philosophie	13
Bestandsaufnahme	13
Formen der Wissensgewinnung: Fragen befragen	15
Definieren, Indefinieren, Neudefinieren	18
Unterwegs zu einem persönlichen Verständnis von Philosophie	22
Metaphilosophieren	24
Exkurs: Etymologie – ein Holzweg?	28
Ein Blick auf die Wortgeschichte	34
Sinn-Zusammenschlüsse	37
Was soll, was kann man sich unter Weisheit vorstellen?	41
»... eine Kleinigkeit weiser ...«	44
Wie weise ist / handelt die Wissenschaft?	53
Das Potential der Philosophie	63
Das Angebot der Philosophischen Praxis	66
Koda: Die philosophische Bewegung	73
Was kann ein Mensch?	76
Ein Beispiel	76
Kompetenzen? Wozu?	78
Erstspracherwerb	89
Selbstübertreibungstendenz	89
Metakompetenzen	92
Vier andere Mitspieler	99
Eine Notiz zur »Existentiellen Kommunikation«	106

Philosophische Kompetenzen in Organisationen	112
Staunen: Eine Frage der Wahrnehmung	115
Vordialog	115
Begriffsgeschichte	118
Elemente für ein persönliches Staunens-Profil	126
Was heißt: »wahrnehmen«?	131
Staunen und Wissen	142
Staunen und Hypothesenbildung	144
Exkurs: Die Macht der Gewohnheit	145
Staunen in der existentiellen Kommunikation	150
Grenzen des Staunens	161
Humor: Eine Frage der Haltung	163
Vordialog	163
Begriffsgeschichte	165
Elemente für ein persönliches Humor-Profil	179
Was heißt: (sich) »halten«?	185
Humor in der existentiellen Kommunikation	195
Grenzen des Humors	206
Mut: Eine Frage der Entscheidung	208
Vordialog	208
Begriffsgeschichte	211
Elemente für ein persönliches Mut-Profil	222
Was heißt: »entscheiden«?	228
Mut in der existentiellen Kommunikation	239
Grenzen des Mutes	247
Skepsis: Eine Frage der Prüfung	248
Vordialog	248
Begriffsgeschichte	250
Elemente für ein persönliches Skepsis-Profil	265
Was heißt: »prüfen«?	272
Skepsis in der existentiellen Kommunikation	285
Grenzen der Skepsis	293

In der Mitte eines Quadrats:	
Philosophische Kompetenzen im Alltag	295
Chronologische Liste der Übungen	299
Literatur	301

Vorwort

Vorwärts bis zum Anfang!

Werner Kraft

Staunen, Humor, Mut und Skepsis: Das sind Worte der Alltagssprache – und zugleich mehr. Sie führen einiges an kulturgeschichtlichem Gepäck mit sich, das gerade, wenn man sie als philosophische Kompetenzen wahrnimmt, entwickelt und anwendet, sichtbar wird und den einzelnen Menschen auf seine Weise als philosophisches Lebewesen zu erkennen gibt. Damit erhebt sich die Frage: An wen wendet sich dieses Buch? Es wendet sich an alle, die philosophische Perspektiven für ihre Arbeit und/oder ihr Leben nutzen möchten. Es ist also nicht allein für diejenigen geschrieben worden, auf deren Tätigkeitsfeld der Untertitel hinweist, wenngleich Therapeuten, Berater, Coaches und Organisationsentwickler wie auch zum Beispiel (Sozial-)Pädagogen, Lehrer, Mediatoren oder Moderatoren in ihm Methodenvorschläge, Übungsbeispiele und Perspektivenangebote finden werden, um ihr professionelles Handeln anders zu betrachten und zu überprüfen, ihre Haltung und ihr Vorgehen grundlegend zu reflektieren (und möglicherweise zu verbessern). Kurz gesagt verfolgt das Buch (genauer ich als Autor) drei Ziele:

1. Den Begriff Philosophie und die Handlungsweise des Philosophierens individuell klärbar zu machen und einige Aspekte ihres Potentials anschaulich werden zu lassen. Es wird also versucht, den vielfach ausschließlich theoriebeladenen, praxisfernen und akademischen Begriff ins Leben und ins persönlich (verantwortete) Handeln zurückzuholen, wo er ehemals (als er gebildet wurde) deutlich mehr beheimatet war als heute; das eröffnet auch eine andere Perspektive auf das schillernde und rätselhafte Potential der Weisheit, die für unsere Spezies charakteristisch sein soll.
2. Den Menschen als ein (selbstbezügliches) Fähigkeitswesen erkennen zu lassen, als das er nach längerer Zeit vornehmlich patholo-

gischer Betrachtung in den letzten Jahren wieder wahrgenommen wird (vgl. Resilienzforschung), und dabei als Voraussetzung der philosophischen Aspekte grundlegende wie persönliche Fähigkeiten sichtbar zu machen.

3. Anhand von vier philosophischen Kernkompetenzen – dem Staunen, dem Humor, dem Mut und der Skepsis – aufzuzeigen, wie diese für berufliche, aber auch für persönliche Fragen und Herausforderungen genutzt werden können. Verbunden damit ist auch ein anderer Blick auf vier relevante Handlungsweisen, das Wahrnehmen, das (sich) Halten, das Entscheiden und das (Über-)Prüfen.

Das Buch wendet sich nicht (zumindest nicht in erster oder zweiter Linie) an einen fachwissenschaftlichen Leserkreis und setzt kein fachwissenschaftliches Wissen voraus, wenngleich ich, wie man sehen wird, einiges an Platz und Sorgfalt darauf verwendet habe, relevante Begriffe zu erläutern und (wenn möglich) zu klären. Das betrifft nicht allein die vier Kompetenzbegriffe, die ich jeweils in einzelnen Begriffsgeschichten etwas genauer betrachte; was bedeutet: Ich strebe damit keinen umfassenden Lexikoneintrag einer *conceptual history* an (vgl. Koselleck, 2006), sondern möchte, an einigen Stationen ihrer jeweiligen Verwendungsgeschichte entlangehend, für das ihnen innenwohnende Potential sensibilisieren. Der Zugang wie die Konzeption dieser vier philosophischen Kompetenzen verdankt sich der konkreten Arbeit für Einzelne, Paare, Gruppen und Organisationen; genauer der Verbesserungsmöglichkeiten, die durch einen reflektierten Umgang mit dem Staunen, dem Humor, dem Mut und der Skepsis (und damit durch eine Erweiterung ihres Alltagsverständnisses) entstehen können. Das grammatische Genus, das ich verwende, ist männlich, wobei Frauen bzw. die weibliche Perspektive in gleicher Weise mit einbezogen sein sollen. Ich habe während des Schreibens mehrfach überlegt, ob ich nicht zumindest Teile im weiblichen Genus schreiben soll. Doch gibt es keine wirklich befriedigenden Lösungen, und Wendungen, wie zum Beispiel *frau* statt *man*, hätten womöglich die Dudenorientierung des Verlagswesens etwas überstrapaziert und an dem mittlerweile üblich gewordenen Doppelgeschlechtsplural *Innen* stößt sich mein Sprachgefühl.

Verbleibt mir noch, meinen Dank auszusprechen. Und der gilt allen Patienten, Klienten und Kooperationspartnern sowie den Teilnehmern von Fortbildungsseminaren, kasuistischen Runden und Vorträgen, die

es mir über eine Reihe von Jahren möglich gemacht haben, meine Konzeption dieser vier philosophischen Kompetenzen vorzustellen, anzuwenden und zu überprüfen. Namentlich möchte ich folgenden Personen danken: Matthias Ohler für die konstruktive und bereichernde gemeinsame Arbeit an verschiedenen Fortbildungsreihen und philosophischen Supervisionen in Deutschland und der Schweiz während mehrerer Jahre; Peter Friedrich und Charlotte Friedli von dem Fachbereich Psychosoziales Management der Fachhochschule Nordwestschweiz für ihren tatkräftigen Einsatz bei der Etablierung des CAS-Kurses »Angewandte Philosophie im beruflichen Kontext«; Fritz B. Simon, der mich nachdrücklich dazu angeregt hat, meine Ideen und Erfahrungen, die ich im Bereich der Philosophischen Praxis und Beratung entwickelt und gewonnen habe, (endlich) eine Buchform zu geben und sie damit auch für Systemiker zugänglich zu machen; Günter Presting und Sandra Englisch vom Verlag Vandenhoeck & Ruprecht für ihr Interesse an dem Thema und ihren Mut für ein wohl eher ungewöhnlicheres Buchprojekt sowie die gute und professionelle Zusammenarbeit – zuletzt und zumeist (die Widmung deutet es an) meiner lieben Frau Simone Stölzel für ihre Anteilnahme, Dialogbereitschaft und Unterstützung, mit der sie den Entstehungsprozess (nicht nur) dieses Buches freundlich-kritisch begleitet hat. Bedanken möchte ich mich auch bei unseren Kindern Maura, Nikolai, Valentin und Milan für ihr Verständnis, dass ihr Vater über einige Zeit etwas weniger ansprechbar war als sonst war.

Zuallerletzt sei angemerkt, dass dieses Buch den ersten von zwei aufeinander bezogenen Bänden darstellt; der zweite Band »Fragen – Lösen – Fragen. Philosophische Potentiale für Therapie, Beratung und Organisationsentwicklung« soll im Frühjahr 2013 erscheinen. Ich habe mich dazu entschlossen, das Material auf zwei Bände zu verteilen, um das Entstehen eines dickleibigen (und überdies teuren) Buches zu vermeiden und zwei handlichere Formate für den praktischen Gebrauch zu ermöglichen. Ich wünsche allen Lesern und Verwendern dieses Buches viele weiterführende Anstöße und Anregungen nicht zuletzt für eine »philosophische Lebensführung« (Karl Jaspers), und hoffe, dass sie es als Beispiel einer »fröhlichen Wissenschaft« (Friedrich Nietzsche) vom Menschen ansehen und nutzen können.

Thomas Stölzel

Reizwort Philosophie

*Philosophie – unbegrenzte Ausübung
der Fragefunktion des Geistes*

Paul Valéry

Bestandsaufnahme

Das Wort Philosophie geistert – überhöht wie unterschätzt – durch viele Personen, Situationen und Organisationen. Nur selten (so meine Beobachtung) löst es gleichgültige, und noch seltener differenzierte Reaktionen aus. Häufig fördert allein seine Verwendung unmittelbar Emotionen zu Tage, weckt Hoffnungen, provoziert Abwertungen, bringt bestimmte Glaubensvorstellungen ins Spiel, erzeugt jedenfalls starke Zu- wie Abneigungen; als ob bereits der Gebrauch dieses Wortes eine Person oder Sache an sich schon adeln würde oder diese als weltfremd, spinös und deswegen schädlich erscheinen lasse. Und so werden Philosophie und das Philosophieren in gleicher Weise bekämpft, lächerlich gemacht oder zu verhindern versucht wie sie auch überwertig als besondere Bedeutungsgeber angesehen werden, die dem, was mit ihnen in Berührung kommt, ein spezifisches Odium zu verleihen vermögen. So ist zum Beispiel die Rede von der Bedeutung einer bestimmten Führungs- oder Lebensphilosophie (eben nicht selten im Gestus, dies sei etwas Wichtiges, ja Unverzichtbares). In anderen Kontexten wiederum soll bloß nicht philosophiert werden, da man dies für die eigene Praxis gar nicht gebrauchen könne, da auf diesem Wege nichts herauskomme, weil das abstrakt und zu theoretisch sei (vgl. Ohler, 2009, S. 11 ff.). Vielen sogenannten Praktikern ist anscheinend unklar, dass es sich bereits bei ihrer Selbstbeschreibung: »Ich bin ein Praktiker«, um eine theoretische Äußerung handelt, die häufig einen wichtigen Bestandteil ihrer jeweiligen Selbst-Theorie darstellt. Zudem besitzen selbst die selbst-

ernannten Praktiker (freilich ohne dies so zu nennen) durchaus so etwas wie eine individuelle und theoretische Lebensphilosophie, die unmittelbaren Einfluss auf ihre praktischen Handlungen ausübt. Und so werde ich in der Folge auch etwas über das vermeintliche Spannungs- bzw. Ausschließungsverhältnis von Theorie und Praxis sagen, mich mit dem häufig vorgetragenen (und dabei durchaus nicht grundlosen) Vorurteil beschäftigen, Philosophie sei etwas rein Theoretisches.

Ein Grund, dass Philosophie eine starke Wirkung hat und Menschen gleichermaßen bestätigen, orientieren und unterstützen wie auch herausfordern, irritieren und verunsichern kann, also Trost und Ärger in einem bildet, liegt in ihrer Spannbreite. An dem Umstand, dass Philosophie als etwas schwer Greifbares erscheint und anscheinend mit sehr vielen Dingen und Bereichen zu tun hat; dass sie fach-, themen- und epochenübergreifend erscheint und wirkt. Ja, dass man diesen Eindruck geradezu umkehren und die Frage formulieren könnte: Gibt es etwas, das nichts mit Philosophie zu tun hat, worin sie nicht hervortritt? Voltaire nennt sie deswegen eine *touche-à-tous*, eine Allesanrührerin. Für diesen Befund sprechen zumindest die zahlreichen Komposita, wie unter anderem Geschichts-, Rechts-, Staats-, Medizin-, Naturphilosophie, der Kunst-, Wissenschafts-, Sprach-, Lebens-, Sozial-, Religionsphilosophie bis hin zu Produkt-, Technik-, Freizeit- und Unternehmensphilosophie. Zudem war in der Philosophie über lange Zeit viel von dem enthalten, woraus sich (erst in den letzten 150 Jahren) unter anderem die Psychologie, die Pädagogik, die Soziologie, die Linguistik, die Semiotik ausdifferenziert und zu eigenen Fachgebieten entwickelt haben, die nicht allein im akademischen Terrain wirksam geworden sind. Und so könnte einem die Frage auf der Zunge liegen, was dieses Wundersame, genannt Philosophie, nun eigentlich sei, das in so vielen und so unterschiedlichen Lebens- und Wissensfeldern zumindest irgendwie mit dabei sein soll. Man kann diese Frage in unserer sogenannten Wissensgesellschaft scheinbar leicht beantworten. Man konsultiert entsprechende Konversationslexika (für den allgemein gehaltenen und zugänglichen Wissensanspruch) und/oder einschlägige Fachkompendien¹ (für den speziellen und ausführlicheren Wissens-

1 Das umfangreichste und differenzierteste, »Das historische Wörterbuch der Philosophie«, widmet beispielsweise dem Wort und Begriff Philosophie allein die Spalten 572–879, verfasst von mehreren Fachleuten.

bedarf) und erfährt von renommierten Fachleuten oder darstellungskundigen Lexikographen, was das – die Philosophie – nun eigentlich sei, was man sich genauer darunter vorzustellen habe. Gegen ein solches Vorgehen ist nichts einzuwenden. Doch sind bei dieser Form der Wissensbeschaffung wie der Wissensaneignung überhaupt zwei Faktoren bzw. Phänomene mitenthalten, die als solche eher wenig beachtet werden, obwohl sie für den Prozess der Wissensbildung, aus dem nicht unwesentlich die späteren persönlichen Gewissheiten oder zumindest Wissenssicherheiten hervorgehen, von Bedeutung sind, und die daher hier genauer betrachtet werden sollen.

In diesem Kapitel wird der Versuch unternommen, sich dem Begriff und den Verwendungsweisen des Wortes Philosophie (das für viele ein Reizwort darstellt) anhand von weniger beachteten Voraussetzungen zu nähern. Ausgehend von grundlegenden Formen der Wissensgewinnung über die Bedeutung des Definierens und Indefinierens zu individuellen Möglichkeiten der Begriffsbestimmung, dem Aspekt des Metaphilosophierens und der Perspektive der Etymologie soll ein Blick auf die Wortgeschichte geworfen werden, hinsichtlich dessen, was für die Handlung des Philosophierens als charakteristisch erscheint. Dabei kommt der schillernde Begriff der *Weisheit* als besonderes anthropologisches Vermögen genauer in den Blick; auch in Beziehung zu einer Autorität, die heutzutage vielfach als Legitimationsspende verwendet wird: der Wissenschaft. Da im Weiteren des Buches der begriffliche Inhalt des Kompositums Philo-sophie viel Raum einnehmen wird, wird dieses (wie auch das schöpferische Potential von Kompositbildungen) eigens betrachtet. Ein erster, allgemein gehaltener Blick auf das Angebot der Philosophischen Praxis beschließt diese einführenden Überlegungen.

Formen der Wissensgewinnung: Fragen befragen

Ich habe in einem Beitrag (Stölzel, 2008, S. 64 ff.) zwischen zwei grundlegenden Fragetypen unterschieden, mit denen man sich eine erste wie auch grundsätzliche Orientierung verschaffen kann. Der erste Typus ist bekannt, viel verwendet und damit geradezu geläufig, wenngleich bedenklicher, als es zunächst den Anschein hat. Der zweite Typus ist – das habe ich durch die philosophische Arbeit mit Einzelnen wie mit

Gruppen immer wieder erfahren – weit weniger geläufig, dabei deutlich erkenntnisträchtiger. Doch zunächst zum ersten. Ich meine damit die *Was-ist-...?-Frage*. Anstelle der drei Punkte kann der geneigte Leser dasjenige setzen, was ihm besonders klärungsbedürftig erscheint. Das können allgemeine Begriffe, wie Freiheit, Glück, Beziehung, Verantwortung, Gerechtigkeit, etc., oder konkretere und persönlichere Themen sein. Die *Was-ist-...?-Frage*, wer wollte das bestreiten, eignet sich aufgrund ihrer Ausrichtung auf Substantielles durchaus als Ausgangsfrage, um ein Thema an sich zu betrachten. Doch birgt diese Art des grundsätzlichen Fragens – und hier wird die Sache bedenklich – auch gefährliche Implikationen. Denn die Frage *Was-ist-...?* fragt mehr oder weniger direkt nach einem *Das-ist-...!* und damit nach verfügbarem Wissensbesitz, ja sogar nach Wissenssicherheit und am liebsten nach Wissensgewissheit, eingefriedet in wasserdichte Definitionen. Zumindest liegt so etwas wie ein Versprechen in dieser Art des Fragens. Denn: Eine bestimmte Art des Fragestellens zieht ja nicht selten eine bestimmte Art des Antwortgebens und -findens nach sich. Dies ist jedoch nicht neu. Ja, es scheint da etwas wie eine anthropologische Konstante zu geben. Man braucht nur wachen Sinnes die Kultur- und Ideengeschichte zu durchwandern und wird finden, dass es an politischen, religiösen und auch philosophischen Antwortgebern kaum je gemangelt hat. Auch heutzutage sind wir von (mehr oder weniger selbsternannten) Bescheidwissern, Spezialisten und Expertokraten jeglicher Couleur umgeben, die – zumal wenn sie wissenschaftlich auftreten – viele zu beeindrucken und scheinbar zu orientieren vermögen, die – indem sie diesen »Wissenden« folgen – dafür allerdings ihrerseits ihre Fähigkeiten zum Selbstdenken und zur philosophischen Mündigkeit verkümmern lassen. Die *Was-ist-...?-Frage* hat, auch wenn sie sich aus echtem philosophischen Forschungsdrang speist, eine starke Tendenz zur Ideologie. Diese Tendenz manifestiert sich in sprachlicher Hinsicht am deutlichsten in dem Wort *ist*, denn das legt nahe, etwas sei so und nicht anders. Derlei ontologisierender Sprachgebrauch plantiert Nuancen, unterdrückt Ausnahmen, verdrängt Einsprüche, suggeriert, etwas lasse sich mit Sicherheit kraft seiner selbst behaupten, und vergrößert damit die Vielschichtigkeit des Wahrnehmbaren. Wenn auch das Verb *sein* schwerlich bei Beschreibungen vermieden werden kann, so sollte dessen Gebrauch achtsam und mit einer gewissen philosophischen Bewusstheit erfolgen.

Der zweite Fragetypus tritt (meiner Meinung und Erfahrung nach) bescheidener, vorsichtiger, selbstreflexiver in Erscheinung und kann wohl nicht zuletzt deswegen philosophischere Ergebnisse beibringen. Ich meine den Typus, der sich in der Frage: *Was kann ich über... überhaupt herausfinden?* kundgibt. Hierbei kommt – was immer man an der Leerstelle einsetzen mag – klar das Subjekt, das fragt und wissen will und damit auch dessen (oft hinter Begriffen wie Objektivität verbrämte) Intentionen, Erkenntnisziele, Wünsche, Hoffnungen, Ängste etc. zur Sprache und zu Bewusstsein. Zudem wird durch diesen Fragetypus mitgefragt, wie es – ganz grundsätzlich verstanden – um die eigenen Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen steht. So gesehen ist diese Art des Fragens auf denkanreizende Weise bereits von Erkenntnistheorie durchtränkt. Ihre Ausrichtung zielt weit weniger auf Wissensbesitz, Wissenssicherheit und Wissensgewissheit ab als der erste Typus. Dieser zweite Typus evoziert das Unabschließbare und beständig Revisionsbedürftige jeglichen menschlichen Wissens und ist somit der epistemologischen Prämisse Karl Poppers – bei allem Wissen handle es sich stets um ein *Vermutungswissen!* – ziemlich benachbart. Durch diese Art des grundsätzlichen Fragens wird der Mensch als forschendes und um Erkenntnis ringendes Wesen sichtbar und tätig, indem er, heuristisch zunächst von sich selbst ausgehend, dann mit eigenen Hypothesen, den intersubjektiven Meinungs- und Erfahrungsaustausch anreichern kann und damit zu einer Demokratisierung des autoritären, subjektverschleiernenden Wissensanspruchs einer vermeintlichen Objektivität beiträgt. Der Leser ist eingeladen, mit beiden Fragetypen zu experimentieren und entsprechende philosophische Erfahrungen zu machen. Auf unser Beispiel angewandt, welche Art der Antwort erhalte ich (von wem oder was auch immer), wenn ich frage:

- *Was ist Philosophie?*
- *Was kann ich überhaupt über Philosophie herausfinden?*

Definieren, Indefinieren, Neudefinieren

Das menschliche Leben wird, epistemologisch² betrachtet, wesentlich auch durch Definitionen mitbestimmt. Um es etwas bildhafter auszudrücken, kann man sich Menschen auch als mobile, individuelle sich (mehr oder weniger) aktualisierende Lexika vorstellen. Dieses Vergleichsbild wird vielleicht durch eine epistemologische Übung noch etwas deutlicher.

Das innere Lexikon

Sammeln Sie alle Begriffe, Namen, Personen, Themen, Orte, Erfahrungen, Werte, Überzeugungen etc., die für Ihr Leben jetzt von Bedeutung sind. Sie können diese Begriffe nach Wichtigkeit oder auch alphabetisch, chronologisch oder nach Sachgruppen ordnen. Das bleibt Ihnen überlassen, wobei bereits die Ordnungsform, für die Sie sich entscheiden, für Sie aufschlussreich sein dürfte. Nehmen Sie dann einige Einträge Ihres inneren Lebenslexikons heraus; das können abstraktere, wie Freiheit, Glück, Beziehung, Verantwortung, Gerechtigkeit sein (falls diese für Sie von Belang sein sollten). Oder auch konkretere, unmittelbar auf Ihr Leben bezogene. Betrachten Sie diese genauer, so als würden Sie in einem äußeren Lexikon einen entsprechenden Eintrag studieren. In der Weise, was steht bei mir unter ... Achten Sie darauf, welcher Text sich in Ihnen bildet. Hören Sie sich zu, welche Beschreibung, Erklärung, welche Geschichte sich in Ihnen zum Beispiel bei dem Stichwort Verantwortung verlaublich (in der Weise, als würden Sie jemanden erläutern, was dieser Begriff für Sie genau bedeutet, was er alles für Sie einschließt, voraussetzt, welche Erfahrungen in Ihr Verständnis von Verantwortung mit eingegangen sind usw.) Sie können die Einträge Ihres inneren Lexikons auch protokollieren (das macht die Inhalte präziser und die Selbsterkenntnis aufschlussreicher). Sie werden im ersten Teil der Übung, also beim Sammeln potentieller Einträge Ihres Lebenslexikons vermutlich erstaunt sein, wie viel da zusammenkommt. Das gibt Ihnen die Möglichkeit, diese epistemologische Übung immer wieder mit anderen Einträ-

2 Der Begriff epistemologisch leitet sich aus dem griechischen *ê épistemê* (ἡ ἐπιστήμη) her, was so viel wie Wissen bedeutet. Die Epistemologie als die Lehre vom Wissen beschäftigt sich vornehmlich mit dessen Zustandekommen, Status, Ansprüchen und (vermeintlichen) Sicherheiten bis hin zu den sogenannten Gewissheiten.

gen durchzuführen und zu erfahren, wie der innere Text bei Ihnen aussieht, wie Sie sich für Sie wichtige Aspekte und Themen Ihres Lebens erklären, wie Sie diese bewerten, auf welche Autoritäten oder Quellen Sie sich berufen und welche direkten oder indirekten Auswirkungen dies auf Ihr äußeres Leben hat.

Dasjenige, was Sie in Ihrem Leben wahrgenommen, erlebt und reflektiert haben, das Ihnen noch erinnerlich oder sonstwie zugänglich ist und dabei Wissensgestalt angenommen hat, bildet den Stoff Ihres inneren Lexikons. Man könnte Sie also, wenn Sie das Bild akzeptieren, als ein frei bewegliches, sich immer wieder (zumindest potentiell) aktualisierendes und dabei persönlich strukturiertes Kompendium beschreiben. Sollte Sie dieses Bild irritieren oder sollten Sie es für sich als unbrauchbar ansehen, so empfehle ich Ihnen probeweise, die Menschen, die Ihnen begegnen, einmal als höchst individuelle Texte zu betrachten; sich zu fragen, aus wie vielen Geschichten sie bestehen, wie viele und welche Sätze in ihnen vorhanden und wirksam sind.

Neben mehr beschreibenden und erläuternden Partien enthalten die jeweiligen Wissensbeiträge auch Definitionen bzw. Stellen mit definitivem und sogar anweisendem Charakter. Oftmals bilden diese Fundament und/oder Ziel eines Begriffs. Betrachtet man Definitionen genauer und zugleich mit einem gewissen Abstand, so tritt ihre Doppelnatur klarer zu Tage; sie ermöglichen und begrenzen; sie erweisen sich gleichermaßen als notwendig wie als gefährlich; sie zeigen sowohl orientierungsstiftende wie erkenntnisbehindernde Wirkungen. Dass Definitionen hilfreich sein können, weil sie es erleichtern, Komplexitäten zu reduzieren und so etwas wie einen Rahmen für Verständigung zu stiften, und ihnen daher eine gewisse Notwendigkeit zukommt, scheint evident. In ähnlicher Weise evident – dabei aber oft weniger im Bewusstsein, wie einschlägige Gesprächserfahrungen zeigen – scheint jedoch auch ihre Gefährlichkeit, mindestens ihre Bedenklichkeit. Denn Definitionen können nicht selten zu *Festschreibungen* werden; diese Tendenz ist ihnen offenbar inhärent. Da sie, wie es auch in der Etymologie aufscheint, etwas von etwas anderem abgrenzen, verlautbaren sie (mehr oder weniger autoritär): Das habe man sich unter der einen, das unter der anderen Sache vorzustellen. Eine Wand ist schließlich keine Tür; mindestens meistens nicht. Über solche Grenzziehungen wird es – jenseits des psychiatrischen Kontextes – wohl weitgehende

Übereinstimmungen geben. In gewisser Weise lässt sich der Prozess des Lebens als ein fortschreitender Definitionswandel begreifen. Was noch vor fünf Jahren als klar, sicher, verbindlich galt, was man definitiv über etwas sagen konnte, gilt jetzt so nicht mehr, ist umgeschrieben worden. Man vergegenwärtigt sich nur, wie oft man (mehr oder weniger freiwillig) im Laufe seiner Biographie bestimmte Definitionen (die als ziemlich sicher galten) aktualisiert, neuen Vorstellungen, Haltungen, Positionen zumindest angenähert und im Hinblick auf frühere verändert hat. Derlei Veränderungen gehören zur epistemologischen Tätigkeit des *Indefinierens*, die ein »Experimentalphilosoph« wie Georg Christoph Lichtenberg empfiehlt. Das damit verbundene Dazulernen könnte also auch als Weiter-, Offener-, Anderswerden des inneren Textes beschrieben werden und nach dem Prozess des Indefinierens (des Grenzauflösens) den des Neudefinierens (des anders und damit neu Begrenzens) zur Folge haben.

Mit dem sogenannten Neuen hat es eine eigentümliche Bewandnis. Denn wenn etwas *ganz* neu wäre, dann wäre es strukturell, wie die Antimaterie, unsichtbar. Etwas am Neuen muss also, um überhaupt wahrgenommen werden zu können, alt, vertraut, bekannt, eben nicht neu sein. So gesehen, wäre jedes Neue eine mehr oder weniger große Mischung von Neuem und Altem, je neuer, desto weniger weist es an Altem auf, ohne freilich auf Altes ganz verzichten zu können. Anders gesagt, wäre das als ganz neu Erscheinende eine so noch nicht verwirklichte Kombination aus vertrauten Bestandteilen oder zumindest mit diesen in direkter oder analoger Verbindung. Das Neue wäre demnach ein relativer Begriff und weit relativer, als es oft erscheint oder gehandelt wird. Das Neusein von Neuem beschränkt sich also darauf, ein neues Element, eine neue Perspektive, eine neue Komponente oder dergleichen zu sein – was ja durchaus, wie man sagt, das Salz in die Suppe geben kann. Das zeigt beispielsweise die Verwendungsgeschichte des Wortes »modern«. Das Neue als Neues ist nicht einmal denkbar, da es stets von Altem, Bekannten, Vertrauten ausgehen muss. Das Neue ist demzufolge auch ein Altes, nur anders.

Diejenigen Definitionen, die nicht aufgegeben, nicht indefiniert, nicht neudefiniert werden, würden dann so etwas wie den inneren Grundtext eines Menschen, seine Gesetze ausmachen; dasjenige, woran und

wodurch er für sich selbst wie für seine Umwelt erkennbar bleibt, so dass es einem nicht ergeht, wie, bildlich gesprochen, jenem Gregor Samsa in der Erzählung »Die Verwandlung« von Franz Kafka, die mit der eindrucklichen Schilderung beginnt:

»Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt. Er lag auf seinem panzerartig harten Rücken und sah, wenn er den Kopf ein wenig hob, seinen gewölbten, braunen, von bogenförmigen Versteifungen geteilten Bauch, auf dessen Höhe sich die Bettdecke, zum gänzlichen Niedergleiten bereit, kaum noch erhalten konnte. Seine vielen, im Vergleich zu seinem sonstigen Umfang kläglich dünnen Beine flimmerten ihm hilflos vor den Augen.

»Was ist mit mir geschehen?« dachte er. Es war kein Traum. Sein Zimmer, ein richtiges, nur etwas zu kleines Menschenzimmer, lag ruhig zwischen den vier wohlbekanntten Wänden. Über dem Tisch, auf dem eine auseinandergepackte Musterkollektion von Tuchwaren ausgebreitet war – Samsa war Reisender –, hing das Bild, das er vor kurzem aus einer illustrierten Zeitschrift ausgeschnitten und in einem hübschen, vergoldeten Rahmen untergebracht hatte. Es stellte eine Dame dar, die, mit einem Pelzhut und einer Pelzboa versehen, aufrecht dasaß und einen schweren Pelzmuff, in dem ihr ganzer Unterarm verschwunden war, dem Beschauer entgegenhob. Gregors Blick richtete sich dann zum Fenster, und das trübe Wetter – man hörte Regentropfen auf das Fensterblech aufschlagen – machte ihn ganz melancholisch. »Wie wäre es, wenn ich noch ein wenig weiterschliefe und alle Narrheiten vergäße«, dachte er, aber das war gänzlich undurchführbar, denn er war gewöhnt, auf der rechten Seite zu schlafen, konnte sich aber in seinem gegenwärtigen Zustand nicht in diese Lage bringen. Mit welcher Kraft er sich auch auf die rechte Seite warf, immer wieder schaukelte er in die Rückenlage zurück. Er versuchte es wohl hundertmal, schloß die Augen, um die zappelnden Beine nicht sehen zu müssen, und ließ erst ab, als er in der Seite einen noch nie gefühlten, leichten, dumpfen Schmerz zu fühlen begann« (Kafka, 1994, S. 93 f.).

Die Gefahr, in einen philosophischen Käfer verwandelt zu werden, besteht indes nicht. Doch könnte sich manches (mitunter auch als ganz sicher oder richtig Geltendes) im eigenen Leben und Erleben ändern,

wenn man sich dazu entschließt, sich selbst ebenso wie die sattsam vertraute Alltagswelt aus philosophischer Perspektive zu betrachten.

Unterwegs zu einem persönlichen Verständnis von Philosophie

Es könnte sich lohnen, die Dinge, die einem neu, unbekannt oder nur teilweise bekannt erscheinen und von denen man fixe Definitionen, das heißt stabile Vorurteile hat, unter dem Licht der eben dargestellten Begleitfaktoren bzw. -phänomene zu untersuchen, also

- mich zu fragen, wie befrage ich etwas, das mir neu, unbekannt oder fragwürdig vorkommt, wie möglicherweise die Philosophie.
- mir bewusst zu machen, über welche Definitionen, Erläuterungen, Erfahrungen verfüge ich, die mit demjenigen, was ich wissen oder genauer kennenlernen möchte, zusammenhängen, den Blick darauf einfärben oder sogar verstellen, wie möglicherweise die Philosophie.

Nun habe ich, obwohl der für diese Ausführungen anscheinend so wichtige Begriff mehrfach aufgetreten ist, noch nicht deutlich und distinkt gesagt, wie ich ihn hier verstanden wissen möchte. Wobei es klar ist (und es noch mehr werden wird), dass es auch andere, bis gegensätzliche Vorstellungen oder Definitionen davon gibt als diejenige, die ich Ihnen vorstellen, möglicherweise sogar nahelegen möchte. Ich könnte Ihnen natürlich (wenn Sie dies zwischenzeitlich nicht selbst getan haben) einfach schnell ein paar Definitionen von namhaften und tadellosen Definierern, sprich anerkannten und sachkundigen Fachleuten servieren, womöglich erwarten Sie dies jetzt auch von mir, doch bezweifle ich, Ihnen damit einen guten Dienst zu erweisen. Sie müssten dann lediglich fremde Definitionen an das eigene Vorverständnis »anleimen« – und eben diese Form von Wissenszuwachs erscheint mir bei einem Thema bzw. Begriff wie der Philosophie fragwürdig. Nicht zuletzt deswegen, da Sie ja ein sogenanntes Praxisbuch in Händen halten, durch das Ihnen andere, so vielleicht noch nie verwendete Ideen und Perspektiven aufgezeigt werden sollen. Und so möchte ich Ihnen (Sie werden's mir nachsehen) zunächst die Arbeit des Definierens nicht abnehmen und Sie stattdessen zur einer möglichen Selbstbefragung einladen. Sie können diese Selbstbefragung natürlich nur kurz anlesen oder gar ganz überspringen, doch werden Sie ungleich

mehr von den nachfolgenden Ausführungen, ja vom Buch insgesamt haben, wenn Sie sich genauer mit dem strukturierten Frageangebot beschäftigen oder es zumindest länger auf sich wirken lassen. Es geht bei dem Nachfolgenden nicht um ein Zu-Ende-Beantworten, sondern um die (freilich wiederhol- und variierbare) Fühlungsnahme, um ein persönliches Ankommen bei und Umgehen mit einem alten und großen Wort und Begriff.

Grundsätzliche Frageformen

»Philosophieren ist die Kunst, im richtigen Moment die richtige Frage zu stellen«, sagt Eva Zoller-Morf, Leiterin einer Dokumentationsstelle für Kinder- und Alltagsphilosophie im schweizerischen Altikon. Und Martin Heidegger hat die häufig zitierte Wendung geprägt: »Das Fragen ist die Frömmigkeit des Denkens.« Woran erkennt man den »richtigen Moment«? Was ist die »richtige Frage«? Und was bedeutet: »Frömmigkeit des Denkens«? Fragen über Fragen. Und Fragen *über* Fragen.

Ich möchte Sie einladen, die nachfolgenden einschlägigen Fragen in sich zu bewegen und mit Ihren Antwortversuchen und/oder Folgefragen schwanger zu gehen. Sie können dadurch nicht nur ein Begriffsverständnis aus eigenen Beständen gewinnen, sondern sich auch Aspekte Ihres *eigenen* Fundaments vergegenwärtigen und dies auf eine für Ihren Alltag bereichernde Weise. Diejenigen, welche philosophische Aspekte in ihre (Therapie-, Beratungs- oder Coaching-)Arbeit mit einbeziehen möchten oder in einen professionellen philosophischen Dialog mit ihren Kunden oder Klienten treten wollen, sollten sich meines Erachtens eingehender mit eigenen Bestimmungsversuchen beschäftigen. Wählen Sie sich aus der nachfolgenden Liste die Fragen aus, die Sie besonders ansprechen.

Wie lauten Ihre *persönlichen* Definitionen bzw. Antworten auf folgende Fragen:

- Wie verstehe ich *Philosophie*, was bedeutet *sie* für mich?
- Wobei kann sie mich unterstützen oder mir sogar helfen?
- Woran erkenne ich außerdem, dass *Philosophie* etwas für mich und damit – potentiell – auch für andere taugt?
- Bin ich selber ein *Philosoph*?
- Und weswegen?
- Bin ich an *der Philosophie* als den anerkannten, verschrifteten und

lexikalisierten Einsichten und Ergebnissen sogenannter großer *Philosophen* interessiert (also eher an einer Beschäftigung mit fremden Gedanken) oder an einer möglichst lustvollen und ergiebigen Freisetzung und Entfaltung meiner eigenen *philosophischen* Fähigkeiten und Ideen (also mehr an meinen eigenen Gedanken)?

- Oder strebe ich hier ein Gleichgewicht an?
- Was verstehe ich unter der Tätigkeit des *Philosophierens*?
- Ist dies ein besonderes Tun oder ist es in anderen Handlungen (mit) enthalten?
- Und wenn ja, auf welche Weise?
- Was meine ich, wenn ich etwas als *philosophisch* bezeichne?
- Welche Ideen, Projekte, Anliegen habe ich, *Philosophie* und *Philosophieren* lebens- und/oder berufsdienlich umzusetzen bzw. zu gestalten?
- Spreche ich dann von besonderen Gegenständen oder (nur) von einer besonderen Sichtweise auf Lebewesen und Dinge? Oder ist am Ende alles *philosophisch*?

Metaphilosophieren

Mit dem Wort »Metaphilosophieren« kann man das beschreiben, was Sie gerade getan haben, nämlich über die Philosophie bzw. das Philosophieren zu philosophieren. Manchen von Ihnen ist diese Form des selbstbezüglichen Betrachtens und Untersuchens durch Ansätze wie beispielsweise die von Heinz von Foersters »Verstehen verstehen« (Foerster, 1993, S. 282) oder durch eine Metaperspektive wie die sogenannte Kybernetik zweiter Ordnung geläufig. Wenn ich behauptete, Sie hätten etwas Vergleichbares mit der Philosophie getan wie Heinz von Foerster, wenn er versucht, das Verstehen zu verstehen, nämlich über diese philosophiert, dann könnten Sie antworten, was Verstehen sei, wie Verstehen gehe, das sei Ihnen wohl bekannt (weil wichtiger, ja unverzichtbarer Teil Ihres Welterlebens) – aber Philosophieren? Wenn Sie sich mehr oder weniger darauf eingelassen haben, die vorgestellten Fragen zu bearbeiten, sie in sich zu bewegen – was haben Sie dann getan? Zunächst haben Sie versucht, die Fragen zu verstehen (denn verstehen können Sie ja). Um das tun zu können, haben Sie alles, was Sie über Philosophie gehört, gelesen, gesehen oder sonstwie aufgenommen

oder erfahren haben zumindest latent erinnert oder manifest Ihr inneres Lexikon konsultiert und sich damit all jene Vorverständnisse, Vorlieben, Vorurteile und Vorannahmen zu Bewusstsein gebracht, die in Ihnen von einem Begriff wie Philosophie oder einer Handlungsweise wie Philosophieren auffindbar waren. Dieses Ausgangsmaterial waren Sie eingeladen in eine konstruktive Verbindung mit konkreten, lebensdienlichen Fragen, mit Ihrem persönlichen Nutzen und Ihren Vorhaben zu bringen, um die vorgestellten Fragen gut für sich beantworten zu können. Was immer Sie herausgefunden haben, Sie haben es mit Ihren (aktuellen) philosophischen Mitteln getan.

»Sapere aude!« Diesen Aufruf des römischen Dichters Horaz kann man deutsch wiedergeben mit den Worten »Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes«, oder anders, »deiner eigenen Weisheit zu bedienen«; denn *sapientia* bedeutet sowohl Wissen wie auch Weisheit. Die Frage, welches Wissen man Weisheit nennen könnte, wird uns im Folgenden noch beschäftigen, wenn es darum geht, herauszufinden, was es genauer mit der Philosophie und dem Philosophieren auf sich hat. Dieser Aufruf oder diese Aufforderung des Horaz diene auch als (emphatisches) Motto innerhalb der sogenannten Aufklärung, allerdings mit dem Akzent mehr auf die Vernunft als auf die Weisheit. Beiden Lesarten ist gemeinsam, dass es hier um das eigene Vermögen, die eigene Fähigkeit und die eigene Art zu sein geht, derer sich zu bedienen man den Mut (vgl. die »Begriffsgeschichte« zum Mut) aufbringen soll. Der Satz transportiert damit durchaus eine gewisse Lebenserfahrung. Denn – wir werden das bei der Erschließung der entsprechenden philosophischen Kompetenz noch sehen – es kostet mithin einigen Mut, bestimmte Regungen und Vorstellungen in sich wahrzunehmen, dazu zu stehen, sie gegen den Einspruch und Widerstand der Außenwelt (die nicht zwangsläufig begeistert ist, sollten wir dies tun) zu vertreten, geschweige denn, sich ihrer zu bedienen. *Sapere aude!* – das zeigt ein Blick auf die verschiedenen Traditionen – gehört zu den wichtigsten Mottos der Philosophie überhaupt, auch außerhalb der sogenannten Aufklärung.

Philosophieren – so könnte also ein erster Bestimmungsversuch lauten – hat mit einem selbst zu tun, mit dem eigenen (Verstandes- oder Weisheits-)Potential und dessen Umsetzung, wie dies, metaphilosophierend, zum Beispiel bereits beim Bearbeiten und Beantworten einer einschlägigen Frageliste sichtbar geworden ist. Wie gehe ich an

Ein Blick in Bestsellerlisten macht deutlich: Philosophie ist en vogue. Ihr Potenzial für Therapie, Beratung und Organisationsentwicklung ist jedoch noch nicht gehoben. Die Fähigkeit des Menschen zu Staunen, Humor, Mut und Skepsis bietet ungeahnte Möglichkeiten, Probleme und Herausforderungen mit philosophischen Fragen und Perspektiven anzugehen. Thomas Stölzel, Kulturwissenschaftler und systemischer Therapeut, bietet Praktikern eine Fundgrube an Begriffsgeschichten, Falldarstellungen, methodischen Szenarien und Übungen. Das Buch lädt dazu ein, die eigene Haltung sowie das beraterische und therapeutische Handeln grundlegend zu reflektieren.

Der Autor

Dr. phil. Thomas Stölzel, Philosophischer Praktiker (IGPP), Systemischer Berater (SG), ist als Coach und Dozent für Fachhochschulen, Akademien, Weiterbildungsinstitute, klinische Einrichtungen und Organisationen sowie in der Einzelberatung und in supervisorischen Kontexten tätig. Er ist Autor und Publizist.